



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Minckwitz, M. J.: George Sand

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



George Sand

Von M. J. Minckwitz



Es ist oft nachgewiesen worden, daß die literarischen Selbstporträts bedeutender Persönlichkeiten viel an Ähnlichkeit zu wünschen übrig lassen. Vertrauliche Mitteilungen, Memoiren, briefliche Ergüsse, insbesondere feierlich abgelegte reumütige Geständnisse muß man auch von den berühmtesten Bußfertigen mit Vorsicht annehmen. Denn niemand kennt sich selbst. Dagegen enthalten zum Ersatz die Werke hervorragender Schriftsteller ungetrübte Reflexe echter Augenblicksstimmungen. Sobald sich ein aufmerksamer Leser in die innerste Art eines Autors vertieft, wird er ungeahnte Schätze heben und mit ihrer Hilfe die Lücken der Biographien ausfüllen können.

Über George Sand (Aurore Dupin 1804 bis 1876) ist viel geschrieben worden. Es fehlt weder an Material zu ihrer Lebensbeschreibung noch an bedeutenden französischen und ausländischen Interpreten ihres Genies. Aber die Fülle ihrer Werke und der freimütig darin aufgespeicherten Lebensansichten ermöglicht, ja berechtigt zu einer noch schärfern Beleuchtung ihres Charakters und ihrer geistigen Anlagen. Einige bekannte Daten ihrer Biographie werden unsrer Betrachtung gelegentlich als Anhaltspunkte dienen. Im Jahre 1822 vermählte sich die achtzehnjährige Aurore Dupin mit dem ehemaligen Obersten Baron Dudevant. Diese Ehe entbehrte bald jeder Harmonie, und ein 1834 angestrebter, ärgerliches Aussehen erregender Ehescheidungsprozeß sicherte der jungen Frau schließlich neben der seit einigen Jahren fest behaupteten individuellen Freiheit die gesetzlich anerkannte wirtschaftliche Unabhängigkeit. An diesem Wendepunkt ihres Lebens liegt eine Frage nahe: Wie hat sich George Sand, wenigstens nachträglich, ihre Handlungsweise bewußt zurechtgelegt? Man muß bedenken, daß Aurore nach dem Tode der feingebildeten Großmutter auf Veranlassung ihrer Mutter mit einer gewissen Passivität in die Ehe getreten war. In weltfremder Verkennung der Wichtigkeit dieses Schrittes reichte sie einem ungeliebten Manne die Hand. Als Mutter zweier Kinder verließ sie das Haus des Gatten, ohne jemals Reue über dieses Wagnis zu empfinden. Niemals hat sich wohl in ihrer Seele, ganz im Gegensatz zu Madame Staël, der Wunsch nach einem neuen Ehebunde geregt. An ein pekuniär sorgenfreies Dasein gewöhnt, nahm sie unerschrocken den Kampf um ein selbständiges Leben auf. Solche eigenmächtigen Umgestaltungen des Frauenlebens gelten für unerhört. Dieses trotzig begehrte Sichausleben im Weltstrudel einer überdies Mutter gewordenen Gattin scheint auf den ersten Blick einen Mangel sittlicher Kraft zu befunden. Aber George Sand zimmerte sich schon vor Ibsens Nora eine der Bedeutung ihrer Persönlichkeit angemessene Lebenstheorie zurecht, indem sie namentlich am Anfang,

insbesondre während der ganzen ersten Periode ihrer Schriftstellerlaufbahn, lebhaft Protest erhob gegen die vernachlässigte Erziehung der Mädchen in den höhern Gesellschaftskreisen und die sich daraus notwendig ergebenden schweren Übelstände. Die ganz planlose Lektüre der Mädchenjahre George Sands zeigt schon, wie hilflos sie nach einer bessern Erkenntnis der Hauptlebensfragen suchte.

In ihren Erstlingsromanen findet man verschiedene Äußerungen, die sich auf konkrete Fälle einer argen Verkümmernng der weiblichen Geistesfähigkeiten beziehen. Für die verständige Weltanschauung der Verfasserin sind sie bezeichnend und für die Gegenwart nicht ohne Interesse. In *Indiana* (1831) wird der Bildungsgrad der unglücklichen Heldin mit einer gewissen Ironie gekennzeichnet: „Unwissend wie eine echte Kreolin hatte Frau Delmare bisher noch niemals daran gedacht, solche ernstern Interessen abzuwägen, wie sie jetzt alle Tage vor ihr erörtert wurden. Sie war von Sir Ralph erzogen worden, der von der Intelligenz und der Logik der Frauen nur eine mittelmäßige Meinung hatte (weil er sie alle nach seiner eignen Mutter beurteilte) und ihr deshalb nur einige positive Kenntnisse von praktischem Nutzen übermittelte. Sie kannte deshalb die Weltgeschichte nur in ihren äußersten Umrissen, und jede ernste Besprechung bereitete ihr tödliche Langeweile.“ In *Valentine* äußert sich die Dichterin noch schärfer und ausführlicher. Ohne sich in dieser Periode ihres Lebens schon mit sozialen Fragen zu beschäftigen, weist sie nachdrücklich darauf hin, daß sogar ernste Staatsumwälzungen und Verschiebungen überlebter Verhältnisse nicht zum Anstoß werden, die schwankende Existenz der oft gegen ihren Willen auf eigne Füße gestellten Frau der höhern Stände durch vertiefte Jugendbildung zu sichern. Da die Regierung von jeder den Ansprüchen des stärkern Geschlechts entsprechenden Fürsorge für die Frauen absteht, greift die nachdenkende Valentine zur Selbsthilfe. Sie wächst heran unter den Augen der mit einer gewissen Wiederkeit liebäugelnden Aristokratin der Revolutionszeit, ihrer Großmutter, und einer Emporkömmlingin des Empire, ihrer Mutter. Sie hat viel gehört von dem Emigrantenelend in Koblenz und von dem tollen Vergnügnngsrausche unter Marie Louise. Ihr ernster Sinn führt sie von selbst auf den richtigen Weg. Sie erzählt, daß sie sich ausschließlich der Malerei gewidmet habe. „Denn in den Zeiten, in denen wir leben, bedürfen wir einer ganz ausgebildeten Fähigkeit. Unsrer Lebensstellung, unser Vermögen ist unsicher. Vielleicht wird der Staat in einigen Jahren mein väterliches Erbteil, den Landbesitz von Raimbault, konfiszieren, wie schon einmal vor fünfzig Jahren. Die Erziehung, die man uns Mädchen angedeihen läßt, ist jämmerlich; von allem erhalten wir kaum die Elemente; man erlaubt uns keinerlei Vertiefung. Wir sollen gut unterrichtet sein, aber an dem Tage, an dem wir für gelehrt gelten könnten, droht uns die Lächerlichkeit. Man erzieht uns immer für den Reichtum, niemals für die Armut. Die bornierte Erziehung unsrer Großmütter war immer noch um vieles besser; sie konnten wenigstens stricken. Die Revolution fand in ihnen mittelmäßige Frauen vor, sie fügten sich geduldig darein, als Frauen des Mittelstands zu leben. Ohne Sträuben verdienten sie ihren Lebensunterhalt mit Feiletarbeit: was würden wir anfangen mit unsrer ungenügenden Kenntnis des Englischen, des Zeichnens, der Musik, mit unsern

Holzmalereien, Aquarellverzierungen von Ofenschirmen, Sammetblumen und vielen andern kostspieligen Nichtigkeiten, die die Luxusverbote einer Republik sofort außer Gebrauch setzen würden? Welche Dame unsers Standes würde sich ohne Kummer zur Ausübung eines rein mechanischen Berufs herbeilassen? Denn auf zwanzig unsrer Damen kommt kaum eine einzige, die auf irgend einem Gebiete gründliche Kenntnisse hätte. Meiner Ansicht nach könnten sie höchstens Kammerjungfer werden. Aus den Berichten meiner Großmutter und meiner Mutter (zweier so völlig entgegengesetzter Existenzen der Emigrantenzzeit und des Empire, Koblenz und Marie Louise) habe ich frühzeitig die Lehre gezogen, daß ich ebenso sehr auf der Hut sein müsse vor den Entbehrungen der einen wie dem Überflusse der andern. Und sobald ich einigermaßen nach eigenem Gutdünken handeln durfte, merzte ich die Talente aus, die mir keinen Gewinn versprachen. Meine volle Kraft widmete ich einem einzigen, weil ich bemerkt hatte, daß jeder sich der Zeit und der Mode zum Trotz in der Welt zu behaupten vermag, sobald er ein Ding von Grund aus versteht.“

Wir können, durch G. Sands *Histoire de ma vie* bestärkt, die zitierten Äußerungen getrost als eine spontane, nur teilweise verschleierte Klage der angehenden Schriftstellerin auffassen, die nach allen Richtungen hin Lücken in der eignen Bildung spürte und nur durch die elementare Kraft ihres Genies und die damit verbundene rücksichtslose Offenheit ungeahnte Ziele erreichte. Hat sie jemals in intimen Augenblicken Misset gegenüber Unzufriedenheit geäußert über die Schwierigkeiten, die ihr anfangs aus mangelndem Wissen erwuchsen? Eigentümlich berührt auf alle Fälle die schadenfrohe Äußerung Paul de Muffets in dem wenig großmütigen *Lui et Elle*, daß die Dichterin dank ihrer Mädchenerziehung nur eine Schwinge ihres Talents regen gelernt habe. In Jacques (1834) stoßen wir auf eine neue, für die Selbstbespiegelung der Dichterin charakteristische, revolutionäre Meinungsäußerung. Sie hält die Ansicht für falsch, daß ein Mann mit dreißig Jahren, was Erfahrung und Urteilskraft betrifft, jünger sein soll als Frauen von zwanzig. „Der Mann ist genötigt, sich für einen Beruf auszubilden, sich eine Stellung in der Gesellschaft zu erringen, sobald er die Schule verläßt; das junge Mädchen findet dagegen seinen Platz im Leben schon vorbereitet, sobald es das Kloster verläßt; sei es, daß man es verheiratet, sei es, daß die Eltern es noch einige Jahre bei sich behalten. Nadelarbeiten anfertigen, kleine Haushaltsgeschäfte besorgen, einige Talente oberflächlich pflegen, Gattin und Mutter werden, sich gewöhnen, seine Kinder selbst zu nähren und zu waschen, das nennt man eine „gereifte“ Frau sein. Ich bin aber der Ansicht, daß eine fünfundzwanzigjährige Frau noch ein Kind ist, wenn sie nach der Verheiratung nicht mit der Welt in Berührung kommt. Ich denke, daß die Welt, in der sie sich als junges Mädchen bewegte, sie bloß lehrte, wie man sich zu kleiden, zu gehen, zu setzen und eine Verbeugung zu machen habe. Aber das Leben lehrt andre Dinge, und die Frauen lernen sie zu spät und immer auf ihre Kosten. Anmut, Anstand, Unterhaltungsgabe genügen nicht; auch seine Kinder pünktlich genährt und seinen Haushalt ein paar Jahre geführt haben, genügt nicht, sich vor allen Gefahren geborgen zu wähnen, die dem Glücke den Todesstreich ver-
setzen können. Wie viele Dinge lernt dagegen der Mann in dem unbeschränkten

Gebrauche der Freiheit, die ihm gewährt wird, sobald er kaum das erste Säuglingsalter hinter sich hat! Wie viele rauhe Erfahrungen, wie viele ernste Lehren, wie viele Enttäuschungen, die zur Reife führen müssen, kann er sich schon im Laufe des ersten Jahres zunutze machen. Mit wieviel Frauen und Männern verkehrt er schon in dem Alter, wo das Mädchen nur Vater und Mutter kennt!" Deshalb verwirft die Dichterin energisch den üblichen allzu großen Altersunterschied in der Ehe, schon ein zehn Jahre älterer Gatte werde infolge vertiefter Lebenskenntnis leicht mürrisch, pedantisch oder despotisch.

Man wird sicher nicht fehl gehn, wenn man diese einen Kern von Wahrheit bergenden Äußerungen auf die ungünstigen Eheverhältnisse George Sands selbst deutet. Jedenfalls fühlte sich Frau Dudevant noch als unerfahrene Provinzlerin, als sie ihren gesonderten Lebensweg in Paris unter dem Pseudonym George Sand zu bahnen anfing. Sie hatte ihrer Ansicht nach unerträgliche Fesseln abgestreift, aber der erste selbständige Einblick ins Leben wies trotz Sandeaus Hilfe Augenblicke der Verzagtheit auf. Eine besonders beredte Stelle in *Indiana* wirkt wie eine hervorbrechende Klage der in ungeahnte Verhältnisse geratenen Kämpferin. Die Mit- und die Nachwelt stellen sie sich vorwiegend als frische, in Männerkleider gehüllte Besucherin aller erlaubten und unerlaubten Bildungsstätten der männlichen Jugend von Paris vor. Aber wie die Heldin ihres Romans lebte sie doch allein in Paris ohne den Schutz des Gatten. In ihrer Mansarde tauchte das Bild der Heimat, des eignen Haushalts wehmutweckend vor ihr auf. Deshalb schildert sie den Aufenthalt in dem Hotel garni, wo *Indiana* zu stranden droht, in den düstersten Farben. Die Plafonds sind verträuchert, die Fensterscheiben blind, an den fremden Möbeln forschet der Blick vergebens nach einer sympathischen Erinnerung. In der Ecke des Spiegelrahmens erinnert eine steckengebliebne Karte flüchtig an einen der vielen Passanten, die hier vorübergehend ein käufliches Asyl gefunden hatten. Dazu der schrille stete Lärm auf der Straße, der den Fremdling hindert, dem Kummer und der Langweile im Schlafe wenigstens auf einige Zeit zu enttrinnen. „Armer Provinzler, der du deine Felder, deinen Himmel, deine grünen Gefilde, dein Haus und deine Familie verlassen hast und dich in diesen Kerker des Geistes und Herzens einschließt, sieh Paris, dieses schöne Paris, das du dir so wunderbar geträumt hast! Sieh, wie es sich vor dir ausbreitet, ganz schwarz von Straßenkot und Regen, lärmend, von übeln Gerüchen erfüllt und reizend wie ein schlammiger Strudel. Da hast du den würzigen Lebensgenuß, den man dir verhieß, da hast du die berauschende Freude, die packenden Eindrücke, diese Schätze für Auge, Ohr und Geschmack, die alle zugleich auf deine taumelnden Sinne einstürmen sollten.“

Ebenso bitter schildert die Dichterin den nur mit sich beschäftigten Großstädter, die Einsamkeit, die dem Fremden inmitten dieses Menschengewühls droht. Sie schließt mit dem Ausrufe: „Aber gar Frau sein und hier leben ohne Geld, was viel schlimmer ist als die Verlassenheit in der Öde einer wasserlosen Wüste; in seinem ganzen bisherigen Leben keine Erinnerung an genossenes Glück haben, die nicht vergiftet wurde oder verfiel, und in der Zukunft keine Hoffnung auf ein Dasein, das der Widerwärtigkeit der gegen-

wärtigen Lage ein Ende machte, das heißt bis zur letzten Stufe des Glends und der Verlassenheit hinabsinken.“ Klingt nicht der Nachhall eigener Bitterkeit, eignen Wehs aus dieser ergreifend geschilderten Lage? Noch ahnte die Schreiberin dieser Zeilen nicht, daß die dumpfe Atmosphäre der Metropole Vorbeeren für sie reifen, daß sie durch Indiana mit einem Schlage berühmt werden sollte. In der Blut des geistigen Brennsiegels Frankreichs erwachte bisweilen das Verlangen nach dem ländlichen Zauber ihrer Heimat, nach der vornehmen Abgeschlossenheit des Familienlebens.

Die erotischen Träume, die der Hauptinhalt ihrer ersten Romane sind, trübt der leidenschaftliche Kampf gegen unmoralische Ehen, ein neuer Beweis, daß mitten in den frischen Erlebnissen die Erinnerung an die Vergangenheit wachblieb. Ganz unmerkbar aber rückt die Lebenserfahrung um einen wichtigen Schritt weiter. An der Seite der in der Ehe geistig unterdrückten Romanheldinnen taucht der wortbrüchige Verführer in wechselnder Gestalt auf. Don Juan hat George Sands Gedanken oft in Anspruch genommen; ihre persönlichen Erlebnisse boten ihr reichlich Gelegenheit, in dieser Richtung Studien nach dem Leben zu machen. In *Lélia* reihte die französische Romantikerin mit der ihr eigentümlichen Weitschweifigkeit *Sténios* Neueausbrüche in einem ausführliehen Kapitel gleichsam an einen einzigen Faden, um das Sündenregister Don Juans einmal mit einer scharfen Frauenlupe zu prüfen. George Sand ist wohl die erste Frau — und zwar nicht bloß in Frankreich —, die Don Juans Seelenzustand einem förmlichen Examen unterwirft. Bei dem grimmen Verhör, das sie mit ihm anstellt, erhält sein von Molière fixiertes Porträt ganz neue, der üblichen Vorstellung widersprechende Züge. Diese in stürmische Frageform gekleidete Analyse verrät, daß George Sand in der Periode ungezügelter Leidenschaft Veranlassung fand, gefährliche Angriffswaffen gegen angebliche männliche Überlegenheit zu schmieden und mit großem Spürsinn nicht nur weibliche Charakterblößen aufzudecken. Nie in ihrem Leben bequemte sie sich zur Rolle der trauernden, insbesondere der verlassenen Donna Elvira. Molières Don Juan erlaubt nur mit Vorbehalt eine Parallele zu George Sands subjektiver, aus persönlicher Erfahrung hervorquellender, wenn auch kritischer Anlage. Die impulsive Sprache der gekränkten Frau steht in einem seltsamen Gegensatz zu der stellenweise an die Farce streifenden Verspottung, die weniger dem Dichter als dem bedrängten Schauspielers in die Feder floß, als seine durch das Tartüfferverbot geschädigte Truppe dringend nach einem Kassenerfolge beehrte. Wer kennt nicht die wirkungsvolle Szene, in der Molière Don Juans ritterlichen Mut so nachdrücklich hervorhebt? George Sand hat einen höhern Begriff von echter Ritterlichkeit. Im Namen der Frauwelt schleudert sie dem gewissenlosen Verführer das Schimpfwort „Feigling“ ins Gesicht. „Du gestandest niemand das Recht zu zu sagen: Don Juan ist ein Feigling, denn er treibt Mißbrauch mit der Schwäche, er verrät mehrlose Frauen. Nein, du scheutest nie vor der Gefahr zurück. Wenn ein Rächer seinen Arm für die Opfer deiner Ausschweifung waffnete, kam es dir auf eine Leiche mehr oder weniger nicht an. Du fürchtetest nicht zu straucheln, wenn du den Fuß auf seine im Tode erstarrten Glieder setztest.“

Neben dem Mangel an sittlichem Mute verspottet die Dichterin das planlose Bagabudentum, den wenig ästhetischen Sinn des Allerveltzverführers: *Le marbre du temple ou le fumier de l'étable servait d'oreiller à ton sommeil.* Auch kennt er nicht einmal die Licht- und Schattenseiten des weiblichen Gemüts, obgleich sich sein ganzes Dichten und Trachten um die Eroberung schöner Frauen dreht. George Sand fragt ihn, ob die Flatterhaftigkeit nicht gleichfalls in der Frauennatur begründet sei, ob er nicht manchmal in Sorge geschwebt habe, daß weiblicher Wankelmuth seinen unbeständigen Sinn überflügeln könnte. Ob nicht Scham seine Seele erfüllt habe, wenn übereifrige, halsstarrige Liebe seinen Egoismus an Ketten zu fesseln drohten. „Hättest du irgendwo in Gottes Ratsschlüssen gelesen, daß die Frau eine ausschließlich zum Vergnügen des Mannes bestimmte Sache sei, die weder Widerstand noch Wankelmuth kennt? Glaubtest du, daß es auf Erden das Ideal der Entfagung gebe, dazu bestimmt, dir die unerschöpfliche Erneuerung deiner Freuden zu sichern? Glaubtest du, daß das schrankenlose Entzücken eines Tages den Lippen deines Opfers die Blasphemie entlocken würde: Ich liebe dich, weil ich leide; ich liebe dich, weil du eine ungeteilte Freude kostest; ich liebe dich, weil ich an deinen matten Küssen, deinen erschlaffenden Armen spüre, daß du meiner bald müde sein und mich vergessen wirst. Ich opfere mich auf, weil du mich verachtest; ich werde mich deiner erinnern, weil du mich aus deinem Gedächtnisse löschest. Ich werde dir in meinem Herzen ein unantastbares Heiligtum errichten, weil du meinen Namen in deine prahlerische schmachvolle Liste eintragen wirst.“ Die zornsprühende Apostrophe der Dichterin erreicht ihren Höhepunkt in dem scharfen Tadel der Phantomjäger, die Don Juan zu einem idealen, der Wirklichkeit abholden Schwärmer stempeln möchten, die in seinem Geschick das Zeichen eines glorreichen hartnäckigen Kampfes gegen die Wirklichkeit zu sehen meinen. „Hätten sie nur wie du, Leib an Leib, mit der Orgie gekämpft, so würden sie schon wissen, was dir gefehlt hat. Geh! Du warst nur ein herzloser Wüstling, eine schamlose Höflingsseele im Leibe eines Ackerknechtes.“ *Au delà du plaisir qui s'épuise, tu n'apercevais pas la sympathie mystérieuse qui demeure après l'ivresse des sens, l'affection paisible et sereine, qui survit aux extases d'une couche embaumée et qui double par le souvenir les voluptés évanouies.*

Diese originelle weibliche Kriegserklärung an Don Juan ist bis jetzt weder von den Dichtern noch den Literaturhistorikern der Beachtung wert gehalten worden. Und doch verbreitet sie eine eigentümliche Beleuchtung über die männliche und die weibliche Psyche. Dieselbe Frau, deren Unsittlichkeit im Leben und in Schriften mit höchster Entrüstung vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezerzt worden war, wagte in ungekünstelter Frische die Kluft aufzudecken, die sich zwischen ihrem und Muffets Lebenswandel aufgetan hatte. Mit den Worten: „Ich habe mich schwach gefunden, gebrechlich an Leib und Seele, ich habe die Phantasie mit der Intelligenz verwechselt, das Verlangen mit dem Bedürfnis, den Willen mit der Kraft. Ich habe alles vermengt, und meine Kraft ist im Kampfe gegen die schwachen Seiten meiner Organisation gebrochen,“ löst George Sand prophetisch das Lebensrätsel, über dem Muffets Dichtergeist verfrüht die Sittliche senkte: schrankenloses sinnliches Begehren in einem schwächlichen Körper.

Die Dichterin dagegen hatte eine kerngesunde Natur; sie litt nie an krankhafter Sinnlichkeit und rettete aus den Jugendstürmen den nötigen sittlichen Ernst für einen würdigen patriarchalischen Lebensabend. Ihre Don Juankritik fehlt in einem Hauptpunkte: es gibt keinen beschaulichen Wüstling, der sich eindringliche Fragen nach dem eignen Unwert vorlegt, es gibt keinen tiefen Denker, der sich die Lebensaufgabe stellt, in der Verführungskunst Meister zu werden. Die durchs Leben tändelnde Sorglosigkeit hat Molière mit echter Menschenkenntnis zum Hauptzuge seines Don Juan gemacht. George Sand hatte diese Sorglosigkeit nicht. Trotz ihrer vielen Liebesverhältnisse bewahrte sie sich eine große, nie verfallende Arbeitslust und ein lebhaftes Interesse für alle großen Zeitfragen und gerechten Kämpfe der Menschheit. Es ist zu bedauern, daß ihre glühende Teilnahme für alle unvermeidlichen Evolutionen ihres Zeitalters nur durch die Umstoßung des Sittengesetzes ermöglicht wurde, das die Gesetzgeber der Frauenvwelt kategorisch vorgeschrieben haben.

Trotz vieler Verirrungen hat der Wahrheitstrieb, die Liebe zum Schönen, der Sinn für das Gute George Sand zeitlebens beseelt. Der Sinn für das Gute machte sie zur begeistertsten, blinden Anhängerin der Saint-Simonistischen Ideen. In Pierre Leroux und Lamennais verehrte sie einflußreiche philosophische und religiöse Apostel des groß angelegten aber krankhaften Schwärmers. Mit vollem Recht ist behauptet worden, daß der Saint-Simonismus heilsam auf ihr Seelenleben gewirkt habe. Einerseits bestärkte er sie durch seine freimütige Kritik des Verhältnisses zwischen Mann und Weib in der Ansicht, daß sie vollberechtigt gewesen sei, sich den Verpflichtungen einer unüberlegt geschlossenen Ehe zu entziehen, andererseits ermutigte er sie zur regen Teilnahme an dem Geschehe der arbeitenden Klassen der Bevölkerung und somit zu ausgesprochenen demokratischen schriftstellerischen Tendenzen. Dem Interesse für unverdorbnen Volkskraft verdankt ihr Genie eine Art von Neubefruchtung in der zweiten Schaffensperiode. Ganz prophetisch klingt ihr Vorwort zum *Compagnon du Tour de France* (1840): „Mit Hilfe der echten Volks sitten, die den höhern Ständen so fremd bleiben, wäre eine ganz neue Literatur ins Leben zu rufen. Diese Literatur ersteht im Schoße des Volkes; binnen kurzem wird sie glänzend zutage treten.“ *C'est là que se retrempera la muse romantique, cette muse éminemment révolutionnaire, et qui, depuis son apparition dans les lettres, cherche sa voie et sa famille.* In der starken Volkskraft wird sie die geistige Frische wiederfinden, deren sie zu ihrem Auffluge bedarf. Doch fügt die Dichterin bescheiden hinzu, daß ihr selbst die Aufgabe, die moderne Geschichte des Proletariats zu schreiben, zu schwierig erscheine, und daß sie deshalb die Ehre des Unternehmens an die ernstesten Männer zurückverweise, die sie feierlich damit beehren wollten.

(Schluß folgt)

